

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 22 (1954-1955)
Heft: 2

Artikel: Über das Landschaftsempfinden bei den Römern
Autor: Marxer, Gertrud
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758570>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ÜBER DAS LANDSCHAFTSEMPFINDEN BEI DEN RÖMERN

Von Gertrud Marxer

Als ich vor wenigen Jahren zum erstenmal in Tusculum stand, war ich zutiefst betroffen von der Schönheit der Landschaft und des Ausblicks: unter mir lag links das Tal der Via Latina, die sich wie ein helles Flußband einer fernen Paßhöhe zuzieht; da waren die ruhevollen, festgefügten Formen der Albanerberge; geradeaus nach Südwesten schimmerte hinter der Weite der römischen Campagna das Meer, und rechts, mehr fühlbar als sichtbar im dunstigen Licht, dehnte sich breit in ebener Ferne die Stadt Rom.

Zugleich strömten literarische Erinnerungen heran: das Tusculanum Ciceros, in dem er seine tusculanischen Gespräche sich abspielen läßt, über fünf Tage verteilte Gespräche, jeder Tag einem bestimmten moralphilosophischen Thema gewidmet, über das er sich *aut sedens aut ambulans* verbreitet. Aber es hatte ja nicht nur Cicero hier sein Tusculanum; Villa grenzte an Villa, und es ging ein reger menschlicher und geistiger Verkehr hin und her, wie sich dies etwa spiegelt in der kleinen Begebenheit, da Cicero, der am Abend zuvor aus der Stadt gekommen ist, sich aus der Bibliothek des benachbarten jungen Lucullus ein paar Bücher holen will und dort unvermutet den Cato findet *multis circumfusum Stoicorum libris* «unter einem Berg von Stoikerschriften vergraben». Oder in der brieflichen Klage Ciceros an Lucceius, am Ende seines Lebens, sie hätten, obwohl sie in Tusculum und in Puteoli Nachbarn gewesen seien, das Zusammensein nicht genügend ausgenützt. Der Schriftsteller Varro besaß hier ein Landhaus, und, eine Generation vorher, Crassus, der bedeutendste Redner vor Cicero, das Tusculanum, in dem Cicero die Gespräche der ersten beiden Bücher *de oratore* stattfinden läßt. Und das wohl-erhaltene kleine Theater, das sich unterhalb des Berggipfels in den Felsen schmiegt, so daß es heute noch wie auf natürlichem Wege aus ihm herausgewachsen scheint, zeigt, daß für die Bewohner dieser Villenstadt auch Theatervorstellungen zu den Bedürfnissen ihrer Muße gehörten. Durch die archäologischen Funde erwies

sich, daß alle Villen auf Rom und das Meer ausgerichtet waren, daß sie also alle mehr oder weniger die eben geschilderte Aussicht genossen.

Da erhab sich mir — zwischen dem ästhetischen Genuß des Augenblicks und dem Lebendigwerden einer bisher nur literarisch erfaßten Vergangenheit — die brennende Frage: Waren sich die Römer, die ihre Villen an einen so überschwenglich schönen Punkt setzten, der Schönheit dieser Lage bewußt? Haben sie die Landschaft mit ähnlichen Augen gesehen wie wir?

Nach welchen Gesichtspunkten legten sie ihre Villen an? Gewiß, die *villae rusticae* waren reine Gutsbetriebe, bewirtschaftet von einem Pächter, und sie hatten in erster Linie einen Ertrag abzuwerfen, wie ja auch Horaz betet: «*pingue pecus domino facias et cetera...*»; aber mehr und mehr sonderten sich von diesen die *villae urbanae* ab, die zu reinen *domus voluptuariae* wurden, zu Lustschlößchen. Worin bestand nun aber diese *voluptas*, die das Landhaus zu gewährleisten hatte? Es wird zum Inbegriff von *otium*, dem Freisein von jeglichem *negotium*, den Anforderungen, der Geschäftigkeit, dem Betrieb des lärmigen Rom. *Secedere* ist der Ausdruck für dieses Entfliehen aus der Millionenstadt, und Entspannung sucht und findet der gebildete Römer in der unangefochtenen geistigen Betätigung, im Lesen, im Schreiben, und als Krönung, immer und immer, im Gespräch. Wenn dazu auch noch Jagen, Fischen, Spiel am Meeresufer kommt, so ist dies doch mehr Verzierung als Inhalt des *otium*. Es muß also das Landhaus fernab vom lauten Getriebe sein und zugleich die Möglichkeit reicher Geselligkeit bieten, sei es durch vorhandene Nachbarschaft, sei es durch Räume zur Beherbergung von Gästen.

Ein zweites Erfordernis ist das angenehme Klima, die gesunde Lage des Landhauses, die gute Luft der Albaner-, der Sabinerberge, der Meeresküste; denn Rom mit seinem *plumbeus auster*, dem *scirocco*, der uns auch heute noch schlaff macht, war in den Sommermonaten fieberreich und gefährlich. So verteidigt zum Beispiel Plinius sein Landhaus in Etrurien leidenschaftlich gegen den besorgten Vorwurf seines Freundes, es sei nicht gesund, damit: dort gebe es so viele alte Leute, daß man bei einem Aufenthalt glaube, in einem früheren Jahrhundert geboren zu sein.

Aber noch ein drittes kommt zum Ausdruck als maßgebend für die Wahl des Landhauses, und dies ist es, was uns hier interessiert: die *schöne Lage*. *Regionis forma pulcherrima* sagt Plinius bei der Beschreibung seines Landhauses in Etrurien, und «*regionis forma*» läßt sich kaum treffender wiedergeben als mit «*Landschaft*». Häufig sind die Hinweise in der römischen Literatur dafür, daß die Römer

die Schönheit einer Gegend sahen; häufig wohl, aber kümmerlich, fast immer nur mit dem einen stereotypen «amoenus» ausgedrückt. Immer wieder ist die Rede von einem locus amoenus, von agri amoeni, rus amoenum. Der Berg Lucretilis ist amoenus, der Comersee amoenus arbusto agro; eine Quelle, eine Insel, ein Gestade ist amoenum. Aber auch die vom Menschen geformte, bewohnte, belebte Landschaft: villa, aedes, urbs, Oertlichkeiten wie Antium, Surrentum, Baiae. Noch heute wird ameno im Italienischen fast ebenso ausschließlich, wie es das Lateinische tut, für einen Landschaftseindruck gebraucht. Ueberblicken wir die Stellen, an denen das Wort vorkommt, ohne auf die heute noch ungeklärte Etymologie, um die man sich schon im Altertum bemühte, einzugehen, so zeigt sich deutlich, daß es das Wohltuende meint, das Herz- und Augerquickende, das Beruhigende, das «Anmutige» im Sinne des uns Anmutenden. Die amoenitas loci wird empfunden; sie ist wichtig, sie ist maßgebend; aber beschrieben wird sie kaum je in der Weise, daß ein schaubares Landschaftsbild vor uns ersteht. Eine seltene Ausnahme ist die Stelle in dem eben erwähnten Brief des Plinius, wo er sagt: «Stelle dir eine Art riesiges Amphitheater vor, wie nur die Natur eines gestalten kann: eine weite Ebene ist von Bergen umgeben, die auf ihren Gipfeln alten, hohen Waldbestand tragen. Wald zieht sich den Berghang hinunter, von fruchtbaren Hügeln unterbrochen, Weingärten schließen sich an, so dicht, daß sie ein geschlossenes Bild, una facies, ergeben. Unten sind Blumenwiesen, wie von Edelsteinen übersät, von nieversiegenden Bächen durchschnitten, die alle dem Tiber zufließen, der mitten durch die Ebene zieht, schiffbar, im Winter und Frühling wenigstens. «Magnam capies voluptatem, si hunc regionis situm ex monte prospexeris» schließt Plinius diese Beschreibung ab: «Einen großen Genuss wirst du davon haben, wenn du diese Landschaft vom Berg aus überblickst.»

Die Aussicht also ist es, die man sucht und liebt; *prospicere*: in die Weite schauen. Cicero sagt in einem Brief zu seinem Freund Atticus: «Du fragst, ob ich mehr Freude habe an Hügeln und weiter Aussicht oder am Spazieren dem Meerestrond entlang, und du meinst, ich wisse es selbst nicht. Und beim Hercules, damit hast du recht; utriusque loci tanta amoenitas, ut dubitem utra anteponenda sit.» «O praeclarum prospectum!» ruft er an anderer Stelle aus. Diesem Bedürfnis nach dem Ausblick hat Lage und Anlage der Villa zu entsprechen. Wenn uns Plinius in ermüdender Weise seine Landhäuser, Raum um Raum, schildert, so lernen wir doch etwas sehr Wesentliches daraus: es ist immer die Aussicht, die er beschreibt. Die Räume sind, wenn immer möglich,

so angelegt, daß sie nach drei Seiten hin frei blicken, und er wird nicht müde, die Mannigfaltigkeit der Ausblicke zu rühmen. Ein Ruhezimmer (zotheca) hat er zum Beispiel, wo er im Bett zu Häupten Wälder hat, am Fußende das Meer, zur Seite andere Landhäuser. «So viele facies locorum, Landschaftsbilder, trennt und verbindet zugleich der Raum durch ebenso viele Fenster», sagt er. Die Aussicht übers Meer hin ist es, die vor allem gesucht wird. Plinius läßt in seinem Laurentinum einen Speiseraum so ins Meer vorspringen, daß er von vorn und von den Seiten gleichsam auf drei Meere hinausblickt. Aus Astura schreibt Cicero an Atticus: «Glaube nicht, daß irgend etwas mir angenehmer, amabilius, sein könnte als villa, litus, prospectus maris.» Wenn, von Horaz unter andern, die Sucht der Reichen gegeißelt wird, nicht mehr mit dem gegebenen Festland zufrieden zu sein, sondern ins Meer hinaus zu bauen, so ist bei dieser Bauerei gewiß Großmannssucht beteiligt, aber ebenso auch das Verlangen nach dem unbeschränkten Blick übers Meer hin. Grotesk wirkt dieses Verlangen etwa, wenn Plinius eines seiner Schwimmbassins damit anpreist, daß man beim Schwimmen aus ihm aufs Meer hinaus sehe. Aber auch den Blick ins Grüne liebt man. Vitruv, der zur Zeit des Augustus eine Abhandlung über Architektur schrieb, spricht von einer neuen Mode von Speisesälen mit großen Doppelfenstern zur Rechten und zur Linken, aus denen man, zu Tische liegend, ins Grüne hinaussehe, und auch Plinius hat in seinen Landhäusern Räume, die diesen seinen und sicher allgemeinen Wünschen entsprechen.

Aber nicht nur die schriftliche Ueberlieferung spricht von diesem Verlangen nach Ausblick, sondern auch die erhaltenen Bauten zeugen von einer geradezu unvorstellbaren Ausschaufreudigkeit. Da stehen zum Beispiel in der römischen Campagna Ueberreste eines ausgedehnten Villenkomplexes, deren riesige Fensteröffnungen nur so zu begreifen sind. An einer Stelle erhebt sich über dem tief in die Erde versunkenen ersten Stockwerk ein turmartiger Aufbau mit Fenstern nach allen vier Himmelsrichtungen, Fenstern, die in dem großen Saal nicht viel weniger an Fläche einnehmen als das Mauerwerk. Wozu konnte dieser Raum anders dienen als zum ungehemmten Ausblick? Und wahrlich einem Ausblick, dessen man nicht müde wurde: über die leise wellige Ebene hin auf der einen Seite zum Meer, auf der andern zur klaren Silhouette der Albanerberge, auf der andern zur nahen Stadt Rom. Und überall, wo immer wir die Ueberreste römischer Villen aufsuchen oder ihnen zufällig begegnen, sind wir ergriffen von ihrer wunderbaren Aussichtslage, mögen sie nun am Berghang von Tusculum, von Tibur, von Praeneste liegen, am Meeresstrand von Antium, von

Astura, von Formiae, wo überall Cicero eine Villa besaß, hoch über dem Meerestrond, wie an der felsigen Südspitze des Kaps der Kirke, wo viele Ueberreste von Villen aus sullanischer Zeit sich finden. Oder wenn man auf der Nordostspitze von Capri in den Ruinen der Villa Jovis des Tiberius steht, die wahrscheinlich schon Augustus bewohnte, und wo dieser kurz vor seinem Tode noch heitere und gelöste Tage verbrachte, wenn man durch die noch wohlerhaltenen Räume der verschiedenen Stockwerke geht, die nach allen Seiten einen zauberhaften Ausblick bieten, und vor allem, wenn man auf der an der Ostseite über dem senkrechten Felsabsturz angelegten Terrasse, einer langgestreckten ambulatio, auf und ab wandelt, manchmal stehen bleibt, um dem Spiel der Brandung, dem die Felsen hinaufkletternden und hinunterstürzenden Gischt an der gegenüberliegenden Spitze der Sorrentiner Halbinsel zuzuschauen, oder den Blick über die Meeresbläue hin den Golf von Neapel entlang schweifen zu lassen, der durch die wunderbar klar hingezzeichnete Linie des Vesuv abgeschlossen wird: wenn man all dies aus dem Blick ins Bewußtsein sinken läßt, dann wird einem klar, daß Augustus, der diese viel kleinere Insel von den Neapolitanern gegen Ischia eintauschte, dies nicht ihrer Unzugänglichkeit wegen tat, und daß Tiberius in seiner zunehmenden Menschenfurcht an diesem Ort wohl die Einsamkeit suchte und die Möglichkeit, die Außenwelt fernzuhalten, aber in seinen zwölf über die Insel verstreuten Villen den Blick für die Schönheit ihrer immer wieder verschiedenen und besonderen Lage gehabt haben muß.

Lage und Bauart der römischen Villen zeugen also, ebenso wie die literarischen Hinweise, vom Verlangen nach Ausblick. Ein weiterer Faktor, der dies bestätigt, ist die Malerei. So sehr die römische Malerei, die uns vor allem das verschüttete Pompeji in so reichem Maße bewahrt hat, auf die griechische zurückgeht wie alle Künste, die die Römer betrieben haben, so ist doch darin neu eine vorher nicht bekannte Raumtiefe. Neu und rein römisch ist auch die Art und Weise, wie die griechische Malerei, das griechische Gemälde, das man kopiert, in die gesamte Wanddekoration hinein komponiert wird. Im sogenannten zweiten Stil gegen die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts bricht die Malerei die Wand auf und schafft mittels einer illusionistischen Architektur Ausblicke in die Weite. Die Landschaft beginnt eine immer größere Rolle zu spielen, sei es als Ausblick aus der geöffneten Wand ins Freie, sei es als Hintergrund mythologischer Szenen, sei es als selbständiges Bild. Die um das Jahr 40 v. Chr. entstandenen Odysseelandschaften fesseln uns durch eine Raumweite, die im

ersten Augenblick ganz unantik scheinen will. Aus einem Architekturrahmen von intensivstem Rot und Goldgelb blicken wir zum Beispiel in Uferlandschaften mit Meer und Fels, deren im Vordergrund kräftiges, dunkles Meerblau immer zarter in unendlicher Ferne verdämmert. Aber wir finden auch Ausblicke auf Städte und Häfen, wie ja auch in der schriftlichen Ueberlieferung der Anblick einer Stadt als *amoenus* bezeichnet wird, und etwa Plinius von den Aussichten aus seinen Fenstern die auf die Dächer der Nachbarvillen röhmt, oder Tacitus von den Aussichten von Capri aus insbesondere diejenige auf den Golf von Neapel, «*den pulcher-rimus sinus, antequam Vesuvius mons ardescens faciem loci verte-ret*» («ein herrlicher Golf, bevor der Ausbruch des Vesuv das Bild verwandelte»). Es gibt außerdem ungezählte kleinstformatige Landschäfchen, in die Wanddekoration eingefügt, impressionistisch hingetupft, mit Bäumen, Felsen, Gewässern, die von einem ausgesprochenen Sinn für die Landschaft zeugen, wenn wir auch sehr vorsichtig sein müssen in der Scheidung zwischen dem von den Griechen übernommenen und vielfach bis zum Gemeinplatz wiederholten und abgewandelten Motiv und dem, was als römische Errungenschaft aus dem realen Sinn für die reale Landschaft hinzukam. Im höchsten Maße reizvoll müßte der Versuch sein, diese Scheidung in jedem einzelnen der uns erhaltenen Gemälde vorzunehmen.

Ganz ebenso haben wir uns zu verhalten der Dichtung gegenüber. Es mag verwunderlich erscheinen, daß ich bisher als Zeugen für meine Darlegungen nicht Vergil verwendete, nicht Horaz, sondern vorwiegend Plinius, diesen kleinen, unoriginellen Geist. Doch dies hat seinen guten Grund. Wenn Horaz zu Geselligkeit und Trinken auffordert und dafür in immer neuen Varianten als Rahmen den schattigen Baum, das weiche Rasenpolster, das kühle Bächlein skizziert, wenn Vergil seine Hirten mit den griechischen Namen unter der weitausladenden Buche liegen und flöten läßt, so sind das griechische Motive. Und etwa Tibulls sehnsüchtiger Preis des einfachen Landlebens ist schon hellenistisches Gedanken-gut, geboren in der mehr und mehr überwuchernden Großstadt mit ihrem Luxus, und all das sagt uns noch nichts aus über wirkliches Landschaftsempfinden. Aber wenn Horaz in seiner Nachbildung des alkaeischen Gedichtes das Bild von den gefrorenen Flüssen und eisstarren Wäldern zwar fast wörtlich übernimmt, es aber einführt mit «*vides ut alta stet nive candidum Soracte*», so steht da plötzlich, plastisch, wirklich, der Berg, den jeder Römer von Rom aus sah an klaren Tagen, einsam wie einen Turm in der Ferne der nach Norden sich hinziehenden Ebene, ein Wahrzeichen

der römischen Landschaft. Oder wenn Vergil die Begegnung der Hirten Tityrus und Meliboeus, die voll ist von atemraubender, hintergründiger Wirklichkeit, schließt mit dem Vers:

Maioresque cadunt altis de montibus umbrae
Größer fallen die Schatten der ragenden Berge und dunkler
(Haecker)

so ist das nicht das Arkadien der Phantasie des Dichters, sondern unmittelbar geschaute Landschaft der Heimat.

Wenn wir diesen fast blitzlichtartigen Aeußerungen sehr sorgsam nachgehen, erschließen sie sich uns in ungeahnter Fülle, aber sie liegen nicht an der Oberfläche. Ganz einmalig in ihrer persönlichen Formulierung, ja, geradezu in ihrer Heftigkeit der Aussage, ist eine Stelle bei Horaz, wo er nach einer rein rhetorischen Aufzählung vielgepriesener griechischer Stätten fortfährt:

Me neque — — — Lacedaemon
nec tam Larisae percussit campus opimae
quam domus Albuneae resonantis
et praeceps Anio ac Tiburni lucus et uda
mobilibus pomaria rivis.

All dies «hat mich nicht so im Innersten getroffen wie die Stätte der tosenden Albunea und der jäh stürzende Anio, der Hain des Tiburnus und die von eiligen Bächen getränkten Obstgärten» (von Tibur). Im allgemeinen aber scheint dem Römer der reine Landschaftseindruck an sich der Aussage gar nicht würdig, nicht einmal in einem Brief. So fügt Cicero der schon früher zitierten Feststellung: «Nichts könnte mir angenehmer sein als litus, villa, prospectus maris» hinzu: «Neque haec digna longioribus litteris», «Doch dies ist längerer Ausführung nicht wert.»

Bisher sahen wir nun fast immer die Landschaft aus einem Fenster heraus betrachtet, gerahmt, als Bild, und dieser Umstand gibt uns, neben die gemalten Landschaften gehalten, bedeutenden Aufschluß. Man will die Landschaft zu sich hereinlassen in die menschliche Behausung. Plinius braucht dafür eben den Ausdruck «admittere»: «Triclinium vineas quasi admittit.» Man öffnet den Ort der menschlichen Geborgenheit der Landschaft, man genießt sie, liegend, in lectulo, zwischen dem Lesen, zwischen dem Gespräch, beim Essen, oder auf und ab wandelnd in der ambulatio. Aber man begibt sich nicht hinaus zu ihr ins Menschenlose, man gibt den menschlich gesicherten Standort nicht auf, um sie zu ergründen. Die Landschaft, die vom Menschen bewohnt ist, die die Spur seines Wirkens zeigt, die Geselligkeit zuläßt, ist amoenum.

Wald und Berge sind von vornherein nicht amoeni. Cicero sagt dort, wo er die Rolle der Gewohnheit in der Freundschaft hervorhebt, wir bekämen ja *sogar* auch an bergigen und waldigen Gegen den Freude, wenn wir uns länger dort aufhielten. Und sein Freund Atticus sagt zu ihm, als er zum erstenmal Ciceros Bergheimat Arpinum kennenlernt: «Früher wunderte ich mich immer, daß es dir hier so sehr gefiele; denn ich glaubte, hier gebe es nichts als Felsen und Berge, und so mußte ich ja auch glauben nach deinen Schilderungen. Jetzt wundere ich mich freilich, daß du überhaupt noch anderswo sein magst als hier.»

Die wilde, ungeformte Natur ist unheimlich, sie ist nicht anmutend. Sie lockt den Menschen nicht zu sich hinaus. Wohl geht er etwa Seltsamkeiten nach und staunt über unerwartete Entdeckungen und Wunder. Der jüngere Plinius berichtet uns manches dieser Art, und es mag von dem naturforscherlichen Sinn seines Onkels einiges auf ihn abgefärbt haben. Doch im allgemeinen bleibt man im Wohlumzirkten. Jenseits des Hages ist der Bereich der Gottheit, der dämonischen Mächte, denen man nicht ohne weiteres begegnen wollte. Nur Dichter und Liebende dürfen es unbeschadet, vor ihnen flieht der Wolf des Sabinerwaldes, wenn sie, ohne es zu wollen, über die Grenze schweifen. Ihm, dem Dichter, begegnet Bacchus leibhaftig in der Felseinsamkeit, und nur er ist der Gewalt dieser Begegnung gewachsen. Dies ist der dichterische Ausdruck für die Gefühle, die dem Römer die wilde Natur einflößt; im Alltag, in der Wirklichkeit, fand man die Lösung, die Natur als das von den göttlichen Mächten Durchwaltete hineinzuziehen in den Menschenbereich, was zu einer tiefwurzelnden und ausgedehnten Gartenkultur führte. Man lebte, je nach Mitteln und Möglichkeiten, umgeben von lebendigen und gemalten Gärten. Der Garten ist ein Stück Natur, ein Stück Landschaft, aber vom Menschen architektonisch gestaltete Landschaft. Statuen verbinden sich mit Pflanzen zu einer Einheit, und die gartengestaltende Kunst, die *ars topiaria*, ist von großer Wichtigkeit. Auf den Garten beschränkt sich im allgemeinen das Bedürfnis nach dem Aufenthalt in der Natur. Der einzelne Baum, eine Baumgruppe, ein liches Wäldchen sind architektonisch verwertbare Elemente, und deshalb schön, nicht der dichte Wald. Die Schönheit des Baumes spielt eine große Rolle. Cicero schreibt einmal aus Velia, wo er sich auf dem Landgut eines Freundes aufhält, an seinen abwesenden Gastgeber von einem Lotosbaum auf dessen Grundstück, der sogar zufällig Vorübergehende zum Stehenbleiben nötige; immerhin würde man durch seine Entfernung eine größere Aussicht gewinnen. Ciceros Gespräch *de oratore* beginnt

im Auf- und Abgehen in der ambulatio, wobei die Freunde zu einer prachtvollen Platane kommen, die sie an die berühmte Platane Platons erinnert, unter der er Sokrates sein Gespräch mit Phaedrus halten läßt, und sie beschließen, sich ebenso unter ihr niederzulassen. Allerdings mit dem bedeutsamen und sehr römischen Unterschied: unter dieser Platane befinden sich Steinbänke, und Crassus läßt eiligst noch Sitzkissen holen, um das Sitzen bequemer, commodius, zu gestalten.

Ebenso wie der Baum ist das Wasser wesentliches formgebendes und auch künstlerisch geformtes Element des Gartens, sei es als Quelle, als Bächlein, als Brunnen, als Kanal, als kunstvolles Nymphaeum. Der Wunschtraum des Horaz, der sich ihm durch das Geschenk des Maecenas ja überreich erfüllte, umfaßt diese Grundelemente nicht nur des römischen Gartens, sondern des römischen Landgutes überhaupt:

Hoc erat in votis: modus agri non ita magnus,
hortus ubi et tecto vicinus iugis aquae fons
et paulum silvae super his foret. auctius atque
di melius fecere.

«So war's in meinen Wünschen: ein Stücklein Ackerland, nicht gar so groß, ein Garten, wo nahe dem Haus ein Quell nie versiegenden Wassers und darüber ein bißchen Wald wäre. Noch reicher und besser haben's die Götter gemacht.»

Ein Stück Ackerland, ein Garten mit einem lebendigen Quell nahe dem Haus und ein wenig Wald: mit diesen Elementen hat sich der Römer seine Landschaft geformt, je nach seinem Vermögen und seinem Geschmack; aber entscheidend blieb immer dies: der Mensch, der der Landschaft seiner Heimat dient und sie zugleich beherrscht, der sich in sie einordnet und sie zugleich selbstherrlich gestaltet und stolz aus ihr Ausschau hält.

Und wenn wir von da noch einen kurzen Blick werfen auf die italienische Renaissancevilla mit ihrer beherrschenden Aussichtslage, ihrem kunstvollen Garten und dessen Wasserspielen und seinem ungebrochenen Uebergang in die Landschaft — und weiter zu dem, was heute noch in Italien «villa» bedeutet, nämlich eine großzügige und untrennbare Verbindung von Haus und Garten, Gutsbetrieb und Landschaft, so sehen wir — und es wäre einer eigenen, ausführlichen Untersuchung wert —, wie diese Landschaftsgesinnung in die römische Antike zurückreicht und sich von da in wundervoller Kontinuität und Treue bis heute bewahrt hat.